

ja", habe ich nur geantwortet, „wir stehen unter dem Roten Kreuz, also darf auch nicht auf uns geschossen werden.“ Das Meinige habe ich mir allerdings für mich gedacht.

G. N.

Die Tankgefahr

(RM.) Aus dem Felde wird uns geschrieben:

Es ist das Schicksal aller neuen Dinge. Zuerst werden sie unterschätzt, dann erst nach vielem Schwanken im Urteil richtig gewertet.

Es war verkehrt, die Tankgefahr anfangs mit Nachen abzutun. Aber daß sie selbst in kritischen Gefechtslagen nicht unüberwindlich zu sein braucht, zeigt ein Vorfall aus den letzten Kämpfen zwischen Döse und Wisne. Ein Kölner Feldartillerieregiment hatte am 20. August mit seiner Feuerkugel die Waldschlucht von Rampel zu beden, die tief in den fahlen Höhlenblod eingelassen, unsere Widerstandslinie barg. Der Infanteriekampf in der Schlucht, die in ihren vielen gewundenen Ausläufern gedicke Juleiter für die feindlichen Angriffskräfte besaß, war außerordentlich verwickelt und schwer. Auch unsere Batterien waren durch das feindliche Feuer stark zerstückt worden.

Die feindliche Feuerwalze war ihrer Infanterie offenbar davon gelaufen und über uns hinweggeschaut. Man wußte, was die plötzliche Stille zu bedeuten hatte, und richtete sich an den Geschützen zum Nahkampf ein. Der Qualm der Beschickung lüftete sich und gab den Blick frei. Um die Ränder der Schlucht und auf dem jenseitigen Höhenzug wurde es lebendig. Wie die Tierlein auf dem madigen Käse, so trabbelten die Tanks übers Gelände. Südlich St. Rubin standen über die Höhen verteilt drei Feldgeschütze der Kölner, denen sich ein bayrisches Zugelente, im Galopp offen auffahrend. Schnell sind man die Ziele erfasst. Die Panzerwagen hatten sich in völliger Verleumdung der Sichtverhältnisse mit hellgelben Getreidegarben verkleidet und stachen so trefflich von dem düsig dunklen Hintergrunde ab.

Auf allen Entfernungen feuerten die Kanoniere gegen die reichlich sich darbietenden beweglichen Scheiben. Ein Feuer-eifer im eigentlichen Sinne des Wortes erfaßte die Geschützebedienungen, und die allgemeine Stimmung, durch die Schwere des Angriffs gedrückt, schnellte im Augenblick in die Höhe. Auf dem obersten Punkte der ganzen Gegend stand, um den Regimentsstab gruppiert, offen die Ansammlung der Zuschauer, die sich durch Infanteristen, Kanoniere und die sonstige Bevölkerung des Schlachtfeldes zusehends vermehrte und in jauchzender Wonne die Spannung des seltenen Schauspielers genoss. In kürzester Frist brachten die vier Geschütze 17 der gefährlichen Ungetüme zur Strecke, oft auf den ersten, oft auf den zweiten Schuß, und alle Hände waren tätig, durch die Beschickung des einen die Eriedigung des anderen zu veräumen.

Wahrhaft belustigend wirkte es, wie schließlich die ganze fahrbare feindliche Streitmacht, in lospfloßer Verwirrung besangen, auf engem Raume durcheinander fuhr, auf der rechten und linken Hand, kreuz und quer, wie wenn in der Reitschule „Durcheinanderreiten“ befohlen ist.

Nicht ein einziger Tank kam hier durch, nur wenige kamen zurück, und als sich hinter ihnen die ersten Infanteristen im gelben Rasen zeigten, genügten einige Schüsse unserer schwachen Verteidigung, um sie aufzuhalten.

Die Lage, die bereits äußerst kritisch gewesen war, war gerettet.

Die Tanks können recht ungemütlich werden, besonders wenn ihnen die Ueberraschung Vorspann leistet. Sie sind jedoch verloren, wenn der Angegriffene den Abstand gewinnt, ihnen frei ins Gesicht zu sehen. Dieser Abstand beläuft sich nicht nach Metern, sondern hat sein Maß in der Unerforschbarkeit des Verteidigers.

Front und Heimat

Von einem Mitarbeiter wird uns geschrieben: Es ist in langen Kriegen ähnlich wie in der Ehe: die liebevolle Innigkeit der Beziehungen zwischen Front und Heimat kühlt sich im Laufe der Zeit zur Gewohnheit ab, zum Alltag, zur dumpfen Pflicht. Die Gemeinschaft wird etwas loderer, jeder der beiden Teile versinkt in die Trübnis seiner eigenen Mühsal und lebt für sich. Ideale Ehen, in denen die stürmische Liebe der ersten Zeit sich zu inniger Freundschaft klärt, sind selten. Gewiß, auch im vierden Jahr des gemeinsamen Lebens zwischen Front und Heimat fehlt die „Idealehe“ nicht. Aber sie ist doch Ausnahme. Regel ist die zur Selbstverständlichkeit erstarrte Gewohnheit; eine wachsende Distanz zwischen draußen und daheim. Beide haben ihre eigene Not und ihre eigenen Sorgen. Und Gewohnheit, dieser schlimmste Feind aller ursprünglichen lebhaften Empfindungen, nagt an dem Band, das einst Front und Hinterland so eng umschlang. Ist es heute schon durchnagt? Besteht die Gefahr, daß Heimat und Front, voneinander losgelöst, jede für sich ihr eigenes Leben lebt, von dem der andere nichts weiß?

Diese Gefahr besteht. Es wäre selbe, dies zu verheimlichen und töricht, zu fragen, wie es kam und wer Schuld daran trägt. Dieser Krieg dauert eben für die seelische Tragfähigkeit der Menschen zu lange. Er macht aus empfindlichen Menschen Maschinen, deren Motor der Lebenstrieb ist. Wie war so viel Lebenstrieb in uns, wie jetzt, da das Leben so kläglich geworden ist. Das Dasein ist, wie kaum jemals zuvor, von primitivsten Bedürfnissen beherrscht. Das Bedürfnis und Triebleben aber ist überhaupt die niedrigste Form des Existierens, ist jene, die auch das Tier hat, und wenn sie das Leben beherrscht, bleibt nicht viel, bleibt fast nichts für zartere, höhere Strebungen und Regungen übrig.

Diese Worte gelten uns, uns Daseinmenschen, nicht dem Frontsoldaten. Dieser ist, trotz allem, noch in der glücklichen Lage, vom zermürbenden Existenzkampf nichts zu spüren. Er führt, losgelöst von der Zivilisation, ein Leben außerhalb der Kultur und Gesellschaft. Wir dagegen leben noch immer zwischen den Kultur-Rakissen, versuchen noch immer, kulturell zu agieren, mühen uns kampfhaft, eine gewisse zivilisatorische Höhe zu wahren, indes uns die primärsten Grundbedingungen einer solchen angestrebten Existenz genommen sind. Der Frontsoldat hingegen kennt keine Gesellschaft, er pfeift auf Zivilisation, er braucht keinen Gehrod, er leidet nicht die nervenzermürbende Sorge um das Nahrungsmittel und die groteske Qual des Rationierungseremoniells, das Essen kommt heran, oder es kommt nicht, Luxus ist ihm ein entschuldener Begriff, und eine Matrahe ist ihm schon Luxus. Er ist der ursprüngliche Mensch, Höhlenmensch, im Kampf mit dem Tode, der immer da ist und der einem solchen Dasein Größe und vielleicht auch eine gewisse Ruhe verleiht. Wir indessen im Hinterland quälen uns unter den Mühen eines peinigenden Alltagslebens, das wir uns gleichsam aus den Bezugsstellen holen müssen. Der Feldsoldat ist gut daran, weil er, wie unter einer Naturgewalt, radikal und entschlossen, das gewohnte Leben von sich abwirft. Er äugelt nicht gierig nach den Feinessen der Zivilisation, auf die wir so schwer verzichten können, wiewohl wir kaum unsere Lebensblöße decken und unseren Leibeshunger stillen können.

Vielleicht wird, wenn der Krieg noch Jahre dauert, die Scheidung zwischen Front und Heimat fallen. Und wir daheim werden dann ganz ähnlich leben, wie jene draußen. Der Frontsoldat ist der Beweis, wie viel eine Menschheit entbehren kann. Wir daheim haben mitunter sogar die Seele über Bord geworfen und waren zufrieden, wenn wir mit den kümmerlichen Resten einer mühselig behaupteten Zivilisation leben konnten.

S. N.

Vermischtes

* **Paradiesische Zustände für Gemüsezüchter.** Da in diesem Jahre im Spreewald die Gurken fehlten, war es nicht nötig, Gemüsemärkte abzuhalten. Auch bezüglich der übrigen Gemüsearten war es nicht nötig, denn die Züchter werden der Mühe enthoben, auf den Markt ziehen zu müssen. Sie werden im Hause schon von Aukläufern, namentlich von Handelsfrauen, überlaufen. Diese kommen wöchentlich zweimal, zuweilen an hundert, mit ihren Tragkörben und laufen schon dort auf, so daß die Aderbürger die Ware nicht einmal in ihr Haus zu schaffen brauchen. Für die Züchter herrschen deshalb augenblicklich paradiesische Zustände. Wenn heute ein großstädtischer Händler aus Dresden oder Berlin an einen Züchter um Ware schreibt, wird er vergeblich auf Zusendung warten müssen. Will er etwas haben, muß er selbst herkommen.